

Paul M. Zulehner

Kirchenvision

Die profane Organisationsberatung¹ läßt keinen Zweifel daran: Eine Organisation ohne Vision ist ohne Zukunft. Gerät eine Organisation in Krise, dann hat dies zumeist mit dem Verlust einer bewegenden Vision zu tun. Die Folge ist, daß die Auflösung der Organisation verwaltet wird, was immer noch hohe Aktivität hervorruft. Aber ein zuversichtlicher Aufbruch in die Zukunft droht nicht.

Die Funktionen von Visionen

Visionen erfüllen in Organisationen mehrfache Aufgaben. Zumal in komplexen Zeiten wie den unseren, die durch Unübersichtlichkeit gekennzeichnet sind, haben Organisationen stets mehrere mögliche „Zukünfte“ vor sich. Diese kann man sich in Szenarien ausmalen und so anschaulich machen. Dabei zeigt sich, daß die vielfältigen Zukünfte nicht in gleicher Weise auch wünschenswert sind; es gibt erstrebenswerte und zu vermeidende Zukünfte. Eine erste Funktion von Visionen ist es nun, zwischen unerwünschten und wünschenswerten Zukünften unterscheiden zu lernen. Diese Unterscheidung berührt unmittelbar das, was heute in einer Organisation geschieht. Denn in der Gegenwart werden die Weichen für die Zukunft gestellt.

Die Vision weist aber nicht nur den Weg in eine wünschenswerte Zukunft, sondern gibt auch den verbindlichen Maßstab ab, ob die gegenwärtige Entwicklung auf diese hinführt. Anders ausgedrückt: Die Vision trägt kritische Kraft in sich. Kritik erklärt sich dabei vom griechischen „krinein“, unterscheiden. Kritik macht erkennbar, welche Wege nicht zukunftsträchtig sind. Organisationen, die keine Zukunft haben, entbehren daher nicht nur der Visionen, sondern auch einer entsprechenden Kritik. Auch der Mangel an Kritik in einer Organisation ist somit Hinweis auf ihre Zukunftsschwäche.

Die dritte Funktion einer Vision ist, daß sie einen „Vorwärtsdrang“ auslöst. Sie „mobilisiert die emotionalen und geistigen Ressourcen der Organisation“, ihre Werte, ihr Engagement und ihren Erwartungshorizont². Damit eine Vision dieses zu bewirken vermag, muß sie allerdings eine „bewohnbare Vision“ sein: Die Mitglieder der Organisation müssen sich sehr anschaulich vorstellen können, welchen Platz sie in der erwünschten Zukunft einnehmen möchten. Dann und erst dann werden sie persönliche Ressourcen (Zeit, Phantasie, Energie, Geld etc.) frei-

zusetzen bereit sein, um die erwünschte Zukunft der Organisation herbeizuführen.

Wer in einer Organisation solche Visionen hat, die Aufmerksamkeit der Mitglieder auf sie ziehen kann, sie durch geeignete Kommunikation also bis in die letzten Winkel der Organisation gegenwärtig setzt, übt Führung aus. Von solcher Führung zu unterscheiden ist Management, Verwaltung des Bestands. Die Organisationskunde bezieht diesbezüglich klare Positionen: „Das Problem vieler Organisationen – insbesondere jener, die scheitern – besteht darin, daß sie zuviel verwaltet und zuwenig geführt werden. Die tägliche Routine mag bei ihnen wie am Schnürchen ablaufen, doch stellen sie nie in Frage, ob diese Routine überhaupt sinnvoll ist. Es besteht ein profunder Unterschied zwischen Management und Führung; beides ist wichtig. Managen bedeutet bewirken, herbeiführen, die Leitung oder Verantwortung übernehmen. Führen heißt beeinflussen, die Richtung und den Kurs bestimmen, Handlungen und Meinungen steuern. Die Unterscheidung ist wesentlich. Manager machen die Dinge richtig, Führende tun die richtigen Dinge. Der Unterschied drückt sich einerseits in Aufgaben aus, die Zukunftsperspektiven und Urteil erfordern, sprich Effektivität, andererseits in Tätigkeiten, bei denen es darum geht, Routineabläufe zu beherrschen, sprich Effizienz.“³ Führung kann in diesem Kontext knapp definiert werden als *Diffusion von Vision* in einer Organisation. Organisationen, die in Krise sind, leiden an einem Mangel an „visionsorientierter“ Führung bzw. am Mangel einer Führung, die selbst am Visionsmangel krankt.

Eine bewohnbare Kirchenvision

Aus all diesen Überlegungen wird klar, daß eine überlebensfähige Organisation einen hohen Visionsbedarf und den Bedarf nach einer visionsorientierten Führung besitzt. Die Kirchen machen da keine Ausnahme. Auch sie haben Zukunft, wenn sie von einer Vision getragen werden. Dieser Satz ist keineswegs atheistisch und liefert nicht die Zukunft der Kirche den Klugen dieser Welt aus. Vielmehr ist es ja das Herzstück einer traditionsgestützten Kirchenvision, daß Gott selbst der Bauherr der Kirche ist. Die Bauleute bauen vergeblich, wenn der Herr nicht das Haus baut (Ps 12). Nach einer die Kirche heute bewegenden Vision zu fragen ist somit identisch mit der Frage, was Gott mit seinem Kirchenvolk heute im Sinn hat, damit die Menschen Hoffnung und Zukunft haben (Jes 29, 12). Anders: Wer nach einer bewegenden Kirchenvision aus ist, fragt nicht: Wie geht es mit unserer Kirche weiter?, sondern: Wie geht er, unser Gott, mit seinem Volk weiter? Was sind seine Ansprüche und Optionen für uns, sein Volk?

Die Antwort auf diese Grundfrage nach der Berufung der Kirche von heute läßt sich finden, wenn wir zwei Texte ineinander lesen: Die alten Gründungstexte

der Bibel, die in unverbrauchter Weise Gottes reuelose Absichten enthalten, sowie den Text heutigen Lebens. In vorbildlicher Weise hat das Zweite Vatikanische Konzil in seinen Hauptdekreten eine solche Kirchenvision für den „heutigen Tag“ (Aggiornamento bedeutet Verheutigung, nicht Anpassung) formuliert. Diese Vatikanische Kirchenvision geht davon aus, daß Gott kein desinteressierter Weltbaumeister ist, der sich seit den Tagen der Schöpfung aus der Geschichte heraushält. Er ist vielmehr der Gott mit uns, Immanuel also (Mt 1, 23). Er ist der Gott der Geschichte, was bedeutet, daß wir aus der Geschichte, wie sie stattfindet, etwas über Gottes Absicht mit der Schöpfung heute erfahren. Es gilt, Gottes Spuren auch in der Geschichte aufzuspüren. „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art“⁴ werden so zur Lesehilfe für Gottes Absichten mit unserer Kirche in einer immer mehr einswerdenden Welt.

Es geht in diesem Beitrag nun nicht darum, die Kirchenvision des Zweiten Vatikanischen Konzils nachzuzeichnen oder – im Sinn der stets erforderlichen Fortschreibung – eine solche zugleich kontextuelle wie bibelgestützte Kirchenvision zu entwickeln. Hier soll vielmehr gezeigt werden, auf welche Weise diese bewohnbare Kirchenvision der Kirche in den gegenwärtigen kritischen Zeiten nützlich sein kann.

Kirchenkrise

Kritisch ist ja die Lage der Kirche aus vielfältigen Gründen:

1. Die einen meinen, die Kirche sei seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil, das sich der Welt geöffnet hat, allzu sehr *verweltlicht*. Das Übel, das sich in der modernen Gesellschaft angesammelt hat, sei durch die offenen Fenster in die Kirche eingedrungen⁵. Dies aber sei das Übel dieser Gesellschaft: Sie wird als permissiv und gottlos eingeschätzt. Die Schließung der Offenheit wird als Therapie gefordert, und wo Personen mit dieser Krisendiagnose kirchliche Macht erlangen, wird diese Schließung auch praktiziert. Das Heil wird nicht in der Vision, sondern in der Revision gesucht.

2. Andere sind der gegenteiligen Meinung. Die Kirche sei in Krise, nicht weil sie verweltlicht, sondern immer noch zu *weltfremd* sei. Sie beantworte Fragen, die niemand stelle. Deshalb müsse die Kirche einen neuen Schritt auf die Welt zu wagen. Nicht Schließung der Offenheit, sondern entschlossene Öffnung sei das Gebot der Stunde.

Beide, die konservative und die progressive Krisendiagnose, werden jeweils ein Körnchen Wahrheit an sich tragen. Die Konservativen ahnen, daß es für die Kirche eine nicht immer geschaffte Kunst ist, inmitten des Pluralismus der Welt die eigene Identität zu wahren. Freilich: Sie suchen die Identität der Kirche durch

Absonderung. Das inkarnatorische Prinzip wird aus Angst um die eigenen Konturen verlassen. Die Progressiven ahnen, daß es ohne Einmischung keine Nachfolge Jesu geben kann. Freilich: Einmischung und Vermischung sind nicht immer leicht zu trennen. Kenosis und Identitätsverlust liegen nahe beisammen. Schade, daß Konservative und Progressive in unserer Kirche voneinander nicht mehr zu lernen bereit sind. Keine Gruppe hat die ganze praktische Wahrheit.

3. Die Krise der Kirche könnte aber auch eine *Übergangskrise* sein. Die Zeit der kulturgestützten Christlichkeit geht vor unseren Augen zu Ende. Wer heute Christ ist, ist es immer weniger auf Grund von Tradierung über Kultur und daher Elternhaus, sondern weil er auf eigenwilligen Glaubenswegen zu einer persönlichen Überzeugung und zur Solidarität mit anderen Glaubenden gefunden hat. Die Außenleitung wird durch die Innenleitung abgelöst. Aus zugewiesenem Glauben wird erworbener, der zudem ein Leben lang „konversionsanfällig“ bleibt, also lebendig erhalten werden muß. In solchen Zeiten des Übergangs vergeht, „verdunstet“, „verwelkt“ eine überkommene Gestalt des Glaubens und des kirchlichen Lebens. Das muß nicht gleichbedeutend sein mit dem Sterben von Glauben und Kirche selbst, sondern meint lediglich (was freilich eine enorme Herausforderung darstellt), daß Glaube und Kirche eine neue Gestalt finden müssen. Eben dazu bedarf es einer bewegenden Vision.

4. Es gibt nun freilich Anhaltspunkte dafür, daß die tiefste Krisenursache in einem „landläufigen, epidemischen *ekklesialen Atheismus*“ (Josef Fischer⁶) zu suchen ist. Zu viele Menschen sind, wenn sie darum befragt werden, der Ansicht, daß Gott in der Kirche nicht lebendig ist. Sie sehen dann aber in der Kirche nicht mehr das bewohnbare Ge-Heim-nis Gottes, nicht mehr ein Volk, in dem Gott wohnt, sondern lediglich ein Volk, das, weil es gott-los ist, unwohnlich, unheimlich ist. Es ist eine Kirche, die nicht mehr am Geheimnis Gottes teilhat, und eben deshalb für die Menschen unheimlich ist. Was dann in der Wahrnehmung der Kirche in den Vordergrund rückt, ist nicht die heilende Präsenz Gottes unter uns, sondern sind heillose Anteile an einer verwalteten Kirche, die Menschen nicht mehr achtet, sondern verachtet, die nicht aufrichtet, sondern verängstigt. Es ist nicht mehr die Kirche, die am Mysterium Gottes teilhat, und deshalb lediglich mysteriös ist. Wo aber die Mystik fehlt, verkommt die Kirche zur Moral. Einer solchen Moralanstalt gehen heute Menschen aus dem Weg, wohl ahnend, daß menschenfreundliche Lebensregeln (also „Moral“, wie sie sein sollte) nur im Umkreis wahrer Mystik eine Chance haben.

Das Gerücht von Gott wachhalten

Wir stehen damit schon vor dem ersten Element einer bewohnbaren Kirchenvision: Es ist die Mystik, die als Gottesverwurzelung übersetzt werden soll. Wenn

heute ein Christ – nach alter rabbinischer Tradition in der kurzen Zeit, in der er es vermag auf einem einzigen Bein zu stehen – sagen sollte, was die unverzichtbare Berufung der Kirche ist, das könnte er sagen: Zugunsten der Menschen das Gerücht von Gott wachzuhalten, oder ein wenig anders formuliert, das Gerücht von einem Gott der Menschen wachzuhalten.

Gerücht meint hier – wie im Althochdeutsch – das Herausgerufene, das Herausgeschrieene. Das althochdeutsche „geruafte“ meint, was herausschreit, der in Not und Todesgefahr ist. Das Gerücht von Gott ist somit ein „soteriologisches Wort“, ein Rettungswort. Gott für jene Menschen in Erinnerung zu halten, die in Not und Todesgefahr sind und nach Rettung schreien.

Ein alttestamentlicher Volk-Gottes-Text unterstützt uns, wenn wir die Grundberufung der Kirche mit der Formel „Das Gerücht von Gott wachhalten“ einfangen. Dem Restvolk Juda wird vom Propheten Sacharja um das Jahr 520 in einer hoffnungsarmen Zeit Israels folgendes Hoffnungswort von Jahwe mitgeteilt:

„In jenen Tagen werden zehn Männer aus Völkern aller Sprachen einen Mann aus Juda am Gewand fassen, ihn festhalten und sagen: Wir wollen mit euch gehen; denn wir haben gehört: Gott ist mit euch“ (Sach 8, 23).

Hoffnung macht, daß etwas zu hören ist: Eine Kunde verbreitet sich über Juda hinaus zu den Heiden. Wir erinnern uns – es ist schon die messianische Einlösung der Verheißung des Sacharja – an die Einleitung zum öffentlichen Wirken Jesu bei Lk 4, 14: „Die Kunde davon verbreitete sich im ganzen Land.“

Diese Kunde, dieses Gerücht, das sich wie ein Lauffeuer verbreitet, bringt „Heiden“ auf die Beine. Sie machen sich auf, um einen Israeliten am Gewand zu fassen, festzuhalten und zu sagen: Wir wollen mit euch gehen. Das dezimierte Israel wird also wieder aufgefüllt. Und dies nicht, weil Israel hinter den Heiden her ist; nicht weil es eine so gute Fernstehendenpastoral macht. Der Grund ist einfach: Wir haben gehört, Gott ist mit euch.

Mystik

Pastoraltheologisch sind diese einfachen Sätze folgenswer. Der Text unterstellt nämlich, daß die Heiden nicht hinter Juda, sondern hinter Gott her sind, den sie als mit Juda unterwegs wahrnehmen. Mit Juda haben sie nur insofern zu tun, als Juda jenes Volk ist, in dem sie Gott vermuten. Kirche hat somit mit der Gottsuche der Menschen solidarisch zu sein. Eine Kirche, von der zu hören ist „Gott ist mit euch“, und nur sie allein wird Gottsuchende auf die Beine bringen. Alle anderen Bemühungen, Angebote, Strategien der Fernstehendenpastoral verlaufen ins Leere, wenn dieses mystische Fundament fehlt.

Die Grundlage dafür, daß die Heiden Juda am Gewand fassen und mit ihm ziehen wollen, sobald sie hören, Gott ist mit ihm, kann wiederum nur sein, weil sie

insgeheim hinter Gott her sind. Die Theologie nennt dies den „Gottbedarf“, die „Jungfräulichkeit“ eines jeden Menschen. Jeder Mensch ist nicht nur „ex nihilo“, sondern zugleich „ex amore“ geschaffen. Wir sind Ausdruck der Liebe eines dreifaltig-beziehungsreichen Gottes, der sich an uns verschenken will. Der Grund, warum es die Schöpfung und darin uns Menschen gibt, ist die Sehnsucht Gottes nach der Schöpfung und nach uns. Die Sehnsucht des Menschen nach Gott spiegelt diese Sehnsucht Gottes nach uns wider. Dies ist auch der Grund, warum Gott nicht ruht, bis er am Herzen der Schöpfung ruht, und der Mensch in seiner Mitte nicht zur Ruhe kommt, denn am Herzen Gottes selbst. Diese Wahrheit vom Menschen heute in Erinnerung zu halten, ist und bleibt Urberufung der Kirche. In Zeiten einer zugleich gottvergessenen und doch in einer neuen Weise gottsuchenden Kultur ist diese Aufgabe vordringlich. Kirche darf sich verstehen als Aufstand gegen die Gottvergessenheit heutiger Menschen. Sie ist zugleich berufen zur Solidarität mit der Suche der Menschen nach Gott selbst.

Im Stil eines Kirchenspiegels seien eine Reihe (wir numerieren fortlaufend die Hauptfragenfelder) theologisch begründeter Fragen gestellt.

1. Lebt unsere Kirche aus der Sehnsucht Gottes nach uns? Wie steht es um die Zärtlichkeit unserer Kirche im Umgang mit Gott: mit Anbetung, Lobpreis, Klage und Notschrei, mit Liturgie und Meditation, mit Einkehr und Stille?

2. Was geschieht mit der von uns Christen geglaubten Gottessehnsucht aller Menschen in unserer gottvergessenen Kultur? Stimmt es,

- daß viele (und insgeheim allzu oft auch wir Christen) ihre maßlose Gottessehnsucht festmachen an maßvollen Gütern: an Menschen, an der Macht, am Besitz?

- daß es deshalb eine tragische *Lebenshast* gibt, die dem Versuch entspringt, die maßlose Sehnsucht zu beruhigen durch das Aneinanderreihen vieler mäßiger Erfahrungen?

- daß immer mehr, nach rastloser Jagd nach dem stets mäßigen Glück, anfangen, ihre maßlose Sehnsucht zu *ermäßigen*, und resignieren, sich einrichten im kleinen Unglück?

- daß schließlich die Zahl jener wächst, die entdecken, daß das Leiden an der stets größeren Sehnsucht Gottes „charmante“ (gnadenhafte) Art ist, sich bei den Opfern einer gottvergessenen Kultur nachhaltig in Erinnerung zu halten?

- daß wir also einer Zeit entgegengehen, in der die Suche nach dem wahren Geheimnis des Lebens wieder zunehmen wird? Anzeichen dafür, daß wir neuen religiösen Zeiten entgegengehen, gibt es genug. Ist nicht zu erwarten, daß nach so langem Gottes-Fasten der Hunger nach Gott wiederkehrt?

3. Sind wir als Kirche für eine solche Zeit gerüstet? Sind wir als Kirche *solidarisch* mit der Suche von immer mehr Mitmenschen nach Gott? Sind wir zugunsten der Menschen aufständig gegen die Gottesvergessenheit unserer Kultur? Sind wir also als Kirche ein Ort, wo Menschen Gott suchen, noch mehr, wo sie lernen, daß Gott mit uns ist, längst bevor wir ihn suchen? Daß er immer schon das wahre Geheimnis unseres Lebens ist?

4. Wie aber können wir den Menschen heute *glaubhaft* machen, daß wir mit ihnen nichts anderes im Sinn haben, als sie – gewaltfrei! – auf der Suche nach Gott zu begleiten und mit ihnen die Frage stellen zu lernen, was Gott ihnen ganz unvertretbar in ihrem Leben zumutet?

5. Wie können wir vor allem die Menschen erfahren lassen, daß unter den Augen Gottes menschenwürdiges Leben eine gute Chance hat? Daß, wer sich in diesen Umkreis Gottes, in seinen Herrschaftsbereich begibt, der Kultur des Todes entrinnt und Zugang zu einer Zivilisation der Liebe gewinnt? Und als Voraussetzung dafür: Wie können die Menschen unserer Kirche morgen wieder mehr abnehmen, daß wir selbst in der Kirche Gott ernst nehmen?

Eine solche mystische Kirche, die mit den Menschen nach dem wahren Geheimnis ihres Lebens sucht, wäre ein Segen für alle. Steigt nicht die Zahl der Bürger, die unzufrieden sind mit jenen Auffassungen des Menschen, die uns im gesellschaftlichen Alltag zugemutet werden? Wie anders, größer, weniger erpreßbar ist doch der Mensch, wenn er als gottbedürftig aufgefaßt wird, als wenn er verkürzt wird auf ein Bündel steuer- und befriedigbarer Bedürfnisse in Produktion und Konsumtion, auf einen verwaltbaren gläsernen Fall in der informatisierten Verwaltung, als eine reparaturbedürftige Maschine in den herkömmlichen Krankenfabriken, als Biomasse in manchen Strömungen der Gentechnologie oder als Menschenmaterial oder im schlimmsten Fall eines atomaren Verbrechens als Megetote in der Sprache der Militärs.

Die Hauptfrage, die wir nunmehr weiterzuverfolgen haben, heißt: Wie lebt und handelt heute die Kirche, damit sie das Gerücht von Gott wachhält: also Aufstand ist gegen die Gottvergessenheit der Menschen? Wie kann sie dies vor allem *glaubwürdig* tun?

Manche setzen dazu auf eine *Vermehrung der Gottesrede*: Es soll über Gott geredet werden, vollständig, katechismusartig, durch gut trainiertes und absolut kirchenverlässliches (was für viele lediglich bedeutet „unkritisches“) katechetisches Personal. Die deutsche Kirche hat daher auch viele Katechismen gedruckt und verbreitet, hat eine mediale Offensive gestartet, damit mehr von Gott geredet wird. Die „Bekennntnisscheu“ (Renate Köcher) der Katholiken müsse überwunden werden: Dann werde sich alles zum Besseren wenden.

Aber geht es wirklich um eine Vermehrung der Gottesrede, womöglich durch *bezahlte Propheten*? Was zählt deren Zeugnis? In wie vielen Schulstunden wird denn nicht schon auch von Gott geredet? Wie viele Medien „strahlen“ Gott aus? Die Menschen aber bleiben skeptisch. In Österreich zum Beispiel trauen zwei Drittel dieser *Gottesoffensive* wenig. Die Priester würden anders reden, wären sie nicht von der Kirche bezahlt, so die Österreicher schon 1970. Eine 17jährige sprach unlängst vom „*Gottesgeschwätz*“. Die Kirche ist leider heute in der prekären Lage, daß das Wort allein nicht überzeugt. Könnte sie nicht von Jesus lernen: „Glaubt mir doch, daß ich im Vater bin und der Vater in mir ist; wenn nicht, glaubt wenigstens aufgrund der Werke!“ (Joh 14, 11)

Am 23. Juni 1988 forderte Papst Johannes Paul II. die Kirche in Österreich auf, „sofort mit der *Wegbereitung Gottes* neu zu beginnen“. Dazu sollten nicht Worte gemacht werden, sondern:

„Räumt die *Hindernisse* aus, die dem Glauben an Gott in unseren Tagen entgegenstehen! Schafft Bedingungen, die den Glauben erleichtern! Sucht vom Vertrauen auf Gott her auch ein neues Vertrauen zueinander. Wo gegenseitiges Mißtrauen das Leben bestimmt, wird nicht nur der Zugang der Menschen zueinander erschwert. Zusehends geschieht Tieferes: Es verschwindet das Vertrauen zum Menschen überhaupt, zu seiner Fähigkeit und Bereitschaft für das Gute. Die Transparenz der Welt auf die Wahrheit, auf den Grund allen Vertrauens hin, erlischt langsam. Eine vom Mißtrauen verdunkelte Welt versperrt die Wege zu Gott, lähmt den Schwung des Glaubens. Gebt im Mut zu

Wahrheit und Vertrauen einander den Weg zu Gott frei, der will, daß alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen (1 Tim 2, 14). Das alles ist nicht nur eine religiöse, sondern auch eine eminent gesellschaftliche Aufgabe der Christen.“

Das Gerücht von Gott wird somit heute weniger durch Worte, sondern viel eher durch Taten wachgehalten: durch eine gottgemäße Form, miteinander und füreinander zu leben. Die Tradition nennt diese Koinonia und Diakonia.

Koinonia

Koinonia wächst in jener Kirche, in der Gott prägende Lebensmitte ist. Sobald nämlich Menschen im Glauben (mystisch) in Gott einwurzeln, werden sie ermächtigt, Kinder, Töchter und Söhne Gottes (Joh 1, 12) zu werden. Dies macht sie untereinander zu Gottverwandten, was mehr ist als blutsverwandten Schwestern und Brüder. „Brüderlichkeit“⁸, oder, wie wir heute angesichts des gewachsenen Selbstbewußtseins von Frauen in Gesellschaft und Kirche nicht umhin können zu sagen, „*Geschwisterlichkeit*“ ist eine Frucht wahrer Mystik. Sie wächst im Umkreis, im Lebensbereich, im Herrschaftsbereich Gottes: also dort, wo Gott selbst ernst genommen wird, den „Ton“ angibt.

Theoretisch wird dies von vielen durchaus anerkannt. Die Entscheidung fällt aber wiederum nicht auf der Ebene der Worte, sondern der Taten. Zur Praxis der Geschwisterlichkeit im Lebenskreis Gottes gehören Merkmale wie gleiche Würde, gemeinsame Berufung, Partizipation, Verbindlichkeit, ein angemessener Stil amtlicher Autoritätsausübung. So kann, im Sinn unseres Kirchenspiegels, weiter gefragt werden:

6. Wie steht es um die Anerkennung der wahren *Gleichheit an Würde* aller Getauften? Welche Rolle spielt das Taufbewußtsein in unserer Kirche? Was geschieht, um dieses Taufbewußtsein zu fördern (Tauferneuerung)? Gibt es nicht vielfältige insgeheime Abwertungen und Diskriminierungen? Wird die Gleichheit der Würde der Frauen in unserer Kirche in den praktischen Konsequenzen beachtet?

7. Leben wir als Christen aus der gläubigen Überzeugung, daß es in unserer Kirche *keine Unberufenen* gibt: also keine Objekte der Seelsorge, sondern nur Subjekte, die Gott beansprucht, damit seine Kirche in unserem Land leben und handeln kann? Nehmen wir es unserem Gott ab, daß er auch morgen genug Frauen und Männer, junge und alte berufen wird, damit die Kirche bei uns lebendig und handlungsfähig bleibt? Was tun wir dann aber, damit diese Berufenen erkennen, daß Gott sie beansprucht? Was tun wir, um die „geistliche Kirchenberufung“ jener zu fördern, die Gott uns „hinzufügt“ (vgl. Apg 2, 47)?⁹

8. Die praktische Seite der Würde heißt *Partizipation*. Partizipation wiederum ist heute eine wichtige Grundlage für Identifikation mit einer Gemeinschaft. Wie können alle am Leben und Wirken unserer Kirche teilhaben? Schätzen wir die Begabungen, die Gott unserer Kirche hinzufügt? Wie gehen wir mit den ungehobenen Begabungen der vielen Leute um? Was tun wir, um diese zu heben? Gilt die Regel: Keine Entscheidung ohne die Beteiligung der von dieser Entscheidung Betroffenen? Wie wird mit den beratenden Gremien umgegangen? Was zählt Rat? Wie können möglichst viele an der Suche nach Kandidaten für kirchliche Dienstämter beteiligt werden? Wie stehen wir zu einem Diözesankonklave zur Suche nach Kandidaten für das Amt von Bischöfen und Weihbischöfen?

9. Kirche ist nicht wie sonstige Vereine, denen man in einem klar umgrenzten funktionalen Verhältnis angehört, bei- oder auch wieder austritt. Kirche ist vielmehr *Communio*, also eine *verbindliche* Gemeinschaft. Besuchen nicht zu viele Mitglieder die Kirche? Sind wir bereit, Zeit, Phantasie, Begabungen, Geld, Kritik der kirchlichen Gemeinschaft zu schenken? Wissen wir uns gemeinsam verantwortlich für das Leben und Wirken der Kirche: beispielsweise dafür, daß würdig Gottesdienst gefeiert werden kann?

Wie sehen wir das Verhältnis zwischen der bürgerlichen Familie und der Familie Gottes? Welche Spannungen erleben wir? Gibt es nicht eine unbiblische *Überbewertung der Familie*¹⁰ als Zelle der Kirche: und dies, weil uns die Forschung sagt, daß gläubige Familien künftige Kirchenmitglieder hervorzubringen vermögen? Wie fühlen sich die vielen, die nicht in einer Familie leben, wenn die Familie derart überbewertet wird? Wie können sich in einem solchen familialistischen Klima junge Menschen entscheiden, nicht eine bürgerliche Familie, sondern die Familie Gottes zu wählen? Wie kann man aber wiederum menschlich verantwortlich diese Familie Gottes wählen, wenn sie kein verbindlicher Lebensort ist?

Wie tragen wir *Konflikte* aus? Schätzen wir den Reichtum der Vielfalt? Wie grenzen wir diesen Reichtum von schädlicher Konturlosigkeit ab? Welche Wege sehen wir, um inmitten des Reichtums der Vielfalt einmütig sein zu können? Wie lösen wir Konflikte in unseren kirchlichen Gemeinschaften? Verwechseln wir Einmütigkeit mit Uniformität? Wie gehen wir mit Nonkonformisten um?

10. Je mehr Menschen in unserer Kirche ihre Begabungen annehmen, desto mehr Dynamik entsteht, um so größer wird auch der *Amtsbedarf*. Die Regel heißt daher: Je mehr Volk, desto mehr Amt inmitten dieses Volkes. Wie kann aber Amt so ausgeübt werden, daß das Volk ermutigt wird, seine Berufung zu erkennen und auszuüben? Wie kann Autorität des Amtes ausgeübt werden, ohne die Geschwisterlichkeit zu beschädigen? Welche biblischen Weisungen sind für den Amtsstil verbindlich: die Fußwaschung (Joh 13), der Dienst des „Obers“ (im Wirtshaus: Lk 22, 24–30), das Bild des Hirten, dem nicht unmündige Schafe entsprechen, sondern der auf seine Herde schaut, damit sie auf guten Weiden ist und durch dessen Stab vor Feinden geschützt wird (Ez 36 und die entsprechenden ntl. Stellen), der Dienst des Galeerensklaven, damit das Schiff der Kirche auf dem Meer der Welt in Fahrt bleibt (Phil 2, 5–11)? Was kann geschehen, daß die Hirten in der Kirche ausreichend Vertrauen genießen: daß also Hirten bestellt werden, die vom Volk mit Freude aufgenommen werden können, wie der Vorsitzende der Österreichischen Bischofskonferenz Erzbischof Karl Berg nach dem 2. Pastoralbesuch des Papstes in Österreich 1988 wünschte? Nur auf der Basis von Vertrauen kann nämlich verhindert werden, daß es zu einer tragischen Selbst-Exkommunikation des Amtsträgers aus den pastoralen Vorgängen kommt: Wie dies heute leider beobachtet werden muß.

Eine solche geschwisterliche Kirche wäre wiederum ein Segen für ein Land, in dem das *Humansystem überlastet* und am Zerreißen ist. Symptome dafür gibt es genug. Von außen her besehen ist es die Unfähigkeit zu vieler Bürger, befriedigende kleine Lebenswelten aufzubauen und auf Dauer bewohnbar zu erhalten. Dahinter ein verbreiteter *pessimistischer Individualismus*, der sich in Sätzen äußert: Auf andere kannst du dich nicht verlassen; jeder muß seine Probleme selbst lösen; niemand hat Zeit für andere. Wir erleben einen tragischen Mangel an Beziehungsfähigkeit, an Treue und Verlässlichkeit: ein Mangel, der sich heute in hoffnungsvoller Weise in eine wachsende Sehnsucht nach Verbindlichkeit und Verlässlichkeit ummünzt. Wie gut wäre es, gäbe es auf dem Boden der Kirche Lernorte für diese neue Verbindlichkeit! Wie könnte die Kirche doch ein Hoffnungsort sein, auf dem Treue und Verbindlichkeit gelernt werden können.

Diakonia

Wenn Menschen mystisch in Gott einwurzeln, werden sie auch einfühlsam in die Leidenschaft Gottes zugunsten jener Menschen, die – aus Schuld und Tragik – Opfer einer *ungerechten Verteilung der Lebenschancen* werden. Lebenschancen umfassen nicht nur den Zugang zu den erforderlichen materiellen Gütern (Nahrung, Wohnen), sondern auch zu Bildung, Arbeit, die Chance, eine Familie zu gründen und Kinder großzuziehen, die Möglichkeit, den Glauben öffentlich zu bekennen.

Sich einsetzen für eine gerechtere Verteilung der Lebenschancen definieren wir hier als „Politik“, die deckungsgleich ist mit dem überkommenen Begriff der Diakonie, die wiederum Beratung, Caritas und „Politik“ im engeren Sinn umfaßt. Beratung und Caritas sorgen sich um jene, die unter die „Lebensräuber“ gefallen sind; Politik wiederum sucht zu verhindern, daß künftig Menschen unter die Räuber fallen. Im Umkreis Gottes wächst die Aufmerksamkeit und die Bereitschaft, zugunsten dieser am Leben Armgemachten zu optieren und notfalls auch dazu, an deren Leiden teilzuhaben.

Wieder kann im Sinn eines Kirchenspiegels gefragt werden:

11. *Beratung*: Welche Wertschätzung genießt beratende Seelsorge in unserer Kirche? Wie wird die dafür benötigte Kompetenz bei möglichst vielen Frauen und Männern, ehren- und hauptamtlichen gefördert? Wie stehen wir zur Aufgabe der Kirche, den Menschen ganzheitlich zu heilen? Wissen wir, welche Beratungsstellen es für welche Krisen gibt, können wir Menschen, die Beratung brauchen, dorthin vermitteln?

12. *Caritas*: Welches ist das Verhältnis von Caritas und Pfarrgemeinden? Haben wir die Caritas so gut organisiert, daß der einzelne Christ und die Pfarrgemeinden sich davon entschuldigt fühlen können, vorausgesetzt, sie geben einmal im Jahr bei der Caritassammlung Geld? Welche Randgruppen gibt es in unserer Kirche und in der einen Welt, für die wir uns verantwortlich fühlen?

13. *Politik*: Welche Initiativen ergreifen wir im Rahmen der weltweiten Bewegungen der Religionen für die Bewahrung der Schöpfung, für Gerechtigkeit und Frieden? Wie steht es um die Rezeption der Soziallehre der Kirche, der Enzyklika des Papstes „Sollicitudo rei socialis“ (1987)? Wie beurteilen wir die wachsende Armut von 80 Prozent der Weltbevölkerung? Wie stehen wir zur Benachteiligung von Frauen, zur bösartigen Diskriminierung von Menschen auf Grund ihrer Rasse (etwa in Südafrika), zur Verweigerung des Lebensrechts für Ungeborene, dazu, daß wir die Lebenschancen der kommenden Generationen heute verbrauchen, zur Bedrohung der Schöpfung, zur Benachteiligung der Glaubenden in totalitären Staaten des Westens und Ostens, zur Bedrohung des Friedens, wie sie aus der weltweiten Ungerechtigkeit erwächst und durch die Rüstung nicht behoben, sondern verschärft wird? Welches sind bei uns weitere Opfer einer ungerechten Verteilung der Lebenschancen? Die Alten, die Kranken, die Geschiedenen, Alleinerziehenden, Behinderten, Arbeitsplatzlosen, die gefährdete Mitwelt, die Obdachlosen?

Eine solche Kirche der diakonalen „Politik“ wäre ein Segen für ein Land, in dem es immer noch, ja wieder zunehmend viele Opfer einer ungerechten Verteilung der Lebenschancen gibt, was viele lebensmüde entmutigt. Kirche könnte für sie *Asylstätte* sein, Hoffnungsort, an dem sie das Haupt erheben (Lk 21, 28), an dem sie aufatmen (Apg 3, 20) können: Kirche wäre ein Ort unter den Augen

Gottes, an dem man sich sehen lassen kann vor jeder Leistung und trotz aller Schuld. Dies setzt allerdings voraus, daß die Kirche – etwa als Arbeitgeberin – nicht selbst Menschen entmutigt: also wiederverheirateten Geschiedenen kündigt, zu wenig phantasievoll die knapp werdenden wirtschaftlichen Mittel und die verfügbare Arbeit verteilt, den Menschen höher zählt als das tote Geld, menschengerecht statt geldgerecht wirtschaftet.

Eine solche Kirche macht sich dann stark für die vielen, die mutlos werden ob der ungerechten Verteilung der Lebenschancen in der einswerdenden Welt, weil es unter den Augen des einen Gottes nur eine einzige Welt gibt. Uns interessieren daher die Opfer in nah und fern, weil wir alle in einem Boot sitzen. Eine der Hauptfragen wird dann lauten, wenn wir entdecken, daß Gott eine vorrangige Option für die Armgemachten getroffen hat und die Kirche nicht anders kann, denn mit Gott auf die Seite der Armgemachten zu treten, ob denn Gott auch uns, die Reichen, liebt. Die Antwort kann nur lauten, daß er uns – wie Zachäus – bedingungslos liebt, aber mit der Folge, daß er uns „aufbliebt“ aus der Enge unseres Herzens, damit wir ihm folgen zu den Armgemachten.

Auf dem Boden der Kirche wäre dann viel von dem zu lernen, was die Welt an Überlebenskunst heute braucht: Solidarität, die eine unverzichtbare Tugend zur Bewältigung der Überlebenskrise der Welt ist; vor allem aber Zivilcourage, die – auf dem Boden der Kirche eingeübt – Christenmut heißen kann¹¹.

Christenmut ist eine Tugend, eine Tauglichkeit. Wie alle Tugenden muß man Christenmut lernen. Wer Christenmut hat, kämpft nicht gegen andere, sondern für seine Überzeugung. Wer Christenmut lernen will, muß sich darauf besinnen, was diesem entgegensteht: zum Beispiel eine falsche Gehorsamsbereitschaft. Wer Christenmut lernt, wird freier.

Christenmut hat mehr Chance, wenn sich gleichgesinnte Minderheiten solidarisieren. Dennoch: Keine Gruppe kann die letzten Ängste des einzelnen Menschen aufheben. Es braucht daher die Fähigkeit, Einsamkeit auszuhalten. Für dieses Moment des Christenmuts sind spirituelle Ressourcen unerlässlich. Der Christ wird mutig aus der unverbrüchlichen Auferweckungshoffnung; diese macht ihn politisch weniger erpreßbar.

Wer aus Christenmut Widerstand leistet, muß mit der „Rückwelle“ derer rechnen, die in ihren Vorteilen bedroht sind. Zu fragen ist dann: Was kann ich jetzt aushalten? Was ist mir und meinen Angehörigen zumutbar? Das jeweils persönliche Maß ist zu finden. Auch in einer Solidaritätsgruppe bestimmt der einzelne, wie weit er mitgehen kann.

Christenmutige handeln gewaltarm. Denn Gewalt mindert nicht nur Ungerechtigkeit, sondern schafft immer auch neue. Gewaltlose ändern ihr Bewußtsein und ihr Handeln. Gewaltloses Handeln ist alles andere als In-Ruhe-gelassen-Werden, Sichheraushalten, Schweigen.

Ein Element des Christenmuts ist die Höflichkeit. Es gilt, dem anderen die un-

bequeme Wahrheit so hinzuhalten, daß er in diese wie in einen Mantel hineinschlüpfen kann (Max Frisch).

Wandlung

Dies also wäre eine bewegende Vision: der Traum einer mystischen und daher geschwisterlichen und politischen Kirche. Es lohnte sich, viel dafür einzusetzen. Zur theologischen Logik einer solchen „Ekklesiogenese“ zählt aber, daß Gott uns in eine solche Kirche umwandeln muß. Ohne ihn können wir in der Tat nichts tun (Joh 15). Ein bevorzugter Ort der Umwandlung der Kirche in Richtung der Vision ist die Liturgie, vorweg die Feier des Herrenmahls, des eucharistischen Opfers.

Dort verleiben wir uns den Leib Christi ein, um als Kirche in mystischer Weise Leib Christi zu werden. Dies macht uns untereinander eins (vgl. zweites Hochgebet): *Communio*, *Koinonia*, Geschwisterlichkeit wächst. Und weil wir uns jenen Leib einverleiben, der für alle hingegeben wurde, können wir als kirchlicher „Leib Christi“ gar nicht anders, denn in der Art Jesu uns hinzugeben für die Schwestern und Brüder: Wir werden zur Diakonie ermächtigt. Ist es aber nicht so, daß wir in der Eucharistiefeier Gaben zum Altar bringen, von denen wir annehmen, daß sie uns darstellen, und dann sagen: Gott verwandle die Gaben, aber uns laß in Ruh? Liegt es nicht an der Verweigerung unserer Kirche, uns umwandeln zu lassen zu seinem Volk, das geschwisterlich und politisch zugleich ist?

ANMERKUNGEN

¹ W. Bennis u. a., Führungskräfte. Die vier Schlüsselstrategien erfolgreichen Führens (Frankfurt 1987) 86–105.

² Ebd. 90. ³ Ebd. 28 f. ⁴ *Gaudium et spes*, 1.

⁵ Zu diesen vielfältigen Formen der Krisendiagnose der Kirche gibt schon die österreichische Priesterbefragung 1971 Auskunft: P. M. Zulehner, Kirche und Priester (Wien 1974) II. Teil.

⁶ J. Fischer, Über das Gottvorkommen in der heutigen Kirche. Wider den ekklesialen Atheismus, in: Nur der Geist macht lebendig, hrsg. v. M. Albus u. a. (Mainz 1986) 29–37; P. M. Zulehner, Von der (Gott) fernstehenden Kirche: wider einen ekklesialen Atheismus, in: Erfahrungen mit Randchristen. Neue Horizonte für die Seelsorge, hrsg. v. d. Kath. Glaubensinformation (Freiburg 1986) 164–175; ders., Das Gottesgerücht. Bausteine für eine Kirche der Zukunft (Düsseldorf 1988) 46–56.

⁷ P. M. Zulehner, Kirche und Priester.

⁸ J. Ratzinger, Die christliche Brüderlichkeit (München 1960).

⁹ Erfahrungen dazu berichtet: P. M. Zulehner, J. Fischer, M. Huber, Sie werden mein Volk sein. Grundkurs gemeindlichen Glaubens (Düsseldorf 1987).

¹⁰ Zu diesem Familialismus: P. M. Zulehner, Ungehaltene Hirtenreden. Menschlichkeit darf maßlos sein (Freiburg 1988).

¹¹ Dazu: K. Singer, Zivilcourage als Chance zur Veränderung unserer bedrohten Welt, in: Wovon wir leben – woran wir sterben, hrsg. v. H. Rothbucher u. F. Wurst (Salzburg 1988) 92–109.